



Vom Beruf des Abschreibens

Ein kurzer Rundgang durch Egon Friedells *Kulturgeschichte der Neuzeit*

von Eva M. Kittelmann

Es fasziniert immer wieder, sich Bücher, deren große Bedeutung zwar seit langem in unserem Bewusstsein verankert ist, nochmals vorzunehmen, um sie gewissermaßen in speziellen Problemstellungen auf ihre Aussagen, also in Stichproben, wenn man so will, abzuklopfen. Genau das habe ich mit Egon Friedells *Kulturgeschichte der Neuzeit* getan, einem Werk von sage und schreibe 1590 Seiten, worin ich jene Abschnitte aufsuchte, in denen Friedell auf Dichtung und Poesie zu sprechen kommt – eine wahrlich lohnende Durchforstung mit fruchtbaren Ergebnissen!

Nach Eigendefinition Friedells macht er hier den „Versuch, einen geistig-sittlichen Bilderbogen, eine seelische Kostümgeschichte der letzten sechs Jahrhunderte zu entwerfen“ (28)¹. Es liegt mir daran, vor allem die wichtigsten Stellen aus der berühmten EINLEITUNG des Buches wiederzugeben, einem Vorspann, der in sich als „Werk“ anzusprechen wäre: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Kulturgeschichte?“ Dies klingt zwar nach dem Titel einer Dissertation, birgt aber in sich höchste Erkenntnisse und Aufhellungen, die in dieser Präzision und Klarheit selten zu finden sind – ein Lesevergnügen der besonderen Art!

Dichter gleichen einer Windesharfe

Im Verlauf dieser Einführung kommt Friedell auf die Begrifflichkeiten Genie, Epigontum, Plagiat zu sprechen, denen er im künstlerischen Entwicklungsgang aller Zeiten große Bedeutung beimisst. Der Betrachtung des GENIES wird viel Aufmerksamkeit geschenkt, denn: „In der Geschichte gibt es nur zwei wirkliche Weltwunder: Den Zeitgeist mit seinen märchenhaften Energien und das Genie mit seinen magischen Wirkungen.“ (29) Woraus er folgert: „Der geniale Mensch ... ist so paradox etwas zu tun, was sonst niemand tut: (so) erfüllt er seine Bestimmung.“ Und wer ist es, fragt Friedell, der einen Zeitabschnitt prägt, ein spezifisches Weltgefühl begründet, eine bestimmte „Lebensluft“, einen Stil? (30) Ich zitiere: „Niemand anders als der Dichter ... er vertau-

sendfältigt sich auf mysteriöse Weise ... dringt in unser Blut, spaltet unsere Moleküle ... eine flüchtig hingeworfne Redensart aus seinem Mund wird zur einigenden Parole ... die Wiesen werden andersfarbig, ... die Stimmen bekommen einen neuen Akzent ... Niemand

vermag diesen Zauberern zu widerstehen.“ Und so weiter, wobei Friedell nicht die Negativeinflüsse, die von sogenannten Geistesheroen ausgehen können, verschweigt. Er resümiert: „Die Zeit ist ganz und gar die Schöpfung des großen Menschen ...“ Die Genies, und hier meint er wiederum die Dichter (29), „sind die wenigen Menschen in jedem Zeitalter, die r e d e n können; die anderen sind stumm, oder sie stammeln.“ Allerdings brauchen wir „einen Schlüssel für diese (ihre) Geheimschrift. Gerhart Hauptmann hat einmal den Dichter mit einer Windesharfe verglichen, die jeder Lufthauch zum Erklingen bringt.“ Ein schönes Gleichnis, sagt Friedell, und er folgert: „Im Grund ist jeder Mensch ein solches Instrument mit empfindlichen Saiten, aber bei den meisten bringt der Stoß der Ereignisse die Saiten bloß zum Erzittern ... nur beim Dichter kommt es zum Klang, den jedermann hören und erfassen kann.“ (29)

(In Parenthese: Ich bewundere die Großherzigkeit Friedells, a) die Wirkung des Dichters und b) die Rezeptionsfähigkeit seiner Zeitgenossen dermaßen hoch zu veranschlagen!)

Als Zeuge für die Wirkkraft des Dichters wird in der Folge Johann Gottfried Herder aufgerufen, dass nämlich jede menschliche Vollkommenheit allein auf das Individuum gründen könne: „Jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich ... so schildern sich die Völker selbst.“ (34) Diese Auffassung



Egon Friedell

Foto: www.diogenes.ch



führte Herder gleichsam zum „inneren“ Genius der Weltpoesie, zu den altorientalisch-hebräischen Dichtungen ebenso wie zu jenen des hohen Nordens und des christlichen Mittelalters. Soviel erst einmal über Genie und Dichter.

„Abschreiben“ als Tugend

Der Übergang zur Fragestellung des sogenannten Dilettantismus ist so feinsinnig angelegt und von nicht geringer untergründiger Ironie, dass ich das gerne wörtlich zitiere (48); Friedell leitet über von einem Statement über Oswald Spengler (*Untergang des Abendlandes*), der es „mit Hilfe einer kulturphysiologischen Methode unternommen hatte, den Verlauf des Weltkrieges (gemeint ist der Erste) nicht nur zu erklären, sondern seinen Ausgang und seine Folgen vorauszubestimmen, was ihm vollkommen gelang.“ Und jetzt kommt's: „Selbstverständlich hat Spengler nicht bloß aus dem Zeitbewußtsein geschöpft, sondern sich auch seine Vorgänger (es werden Hegel, Nietzsche u. v. a. m. genannt) zunutze gemacht. Dasselbe nimmt auch die nachfolgende Darstellung [also die Friedells] für sich in Anspruch, nur dass sie in der beneidenswerten Lage ist, auch schon von Spengler mit abschreiben zu können ...“ (48) Und er fügt pro domo an: „Damit sind wir im Gange unserer historischen Skizze zum jüngsten kulturhistorischen Versuch gelangt, nämlich zu unserem eigenen.“

Darauf folgen Friedells Ausführungen über Dilettantismus, Paradoxie, Plagiat, die uns noch näher interessieren werden.

Ich vermute, hier einschieben zu sollen, dass Egon Friedell damit möglicherweise bestimmten Vorbehalten aus der Welt der Fachgelehrten hat vorbeugen wollen; er war ja Schauspieler, Kabarettist, Theatermann, Feuilletonist, und, was kaum bekannt ist, Verfasser von Tragödien, eine davon zur Gestalt des Judas. Er war also streng genommen kein Wissenschaftler – aber er

konnte reden, siehe oben, war von einer unüberbietbaren, eloquenten Brillanz und Klarheit in allen seinen Äußerungen.

Nun wenden wir uns, parallel zum Ablauf in Friedells Vorwort-Essay den Aussagen über Dilettantismus zu. Er schreibt: „Will bei uns (er schreibt tatsächlich, aber das klingt uns nicht so wohl in den Ohren: in Deutschland!) jemand öffentlich etwas sagen, so entwickelt sich ... sogleich Mißtrauen in mehrfacher Richtung: ob er ‚kompetent‘ sei, ... ob seine Darlegungen nicht Widersprüche enthalten, und schließlich, ob es nicht etwa schon ein anderer vor ihm gesagt habe; es handelt sich, mit drei Worten, um die Fragen Dilettantismus, Paradoxie, Plagiat.“

Nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf

„Was den Dilettantismus anlangt, so muß man sich klarmachen, daß allen menschlichen Betätigungen nur so lange eine wirkliche Lebenskraft innewohnt, als sie von Dilettanten ausgeübt werden. Nur der Dilettant, mit Recht auch Liebhaber, Amateur genannt, hat eine wirklich menschliche Beziehung zu seinen Gegenständen, nur bei ihm decken sich Mensch und Beruf! Bei ihm strömt der ganze Mensch in die Tätigkeit, sättigt sie mit seinem ganzen Wesen.“ Es folgen eine ganze Reihe köstlicher Beispiele, in welcher Weise und womit sogenannte Dilettanten die Menschheit beglückt und bereichert haben: Goethe mit dem Zwischenkieferknochen, Herzog v. Meiningen als Schöpfer des modernen Theaters, ein Bierbrauer namens Joule entdeckte das Gesetz von der Erhaltung der Energie: „Was die Kulturgeschichte betrifft“, so postuliert Friedell, „ist es schlechterdings unmöglich, sie anders als dilettantisch zu behandeln ... sie läßt sich nur zusammensetzen aus einer Vielzahl von dilettantischen Untersuchungen, inkompetenten Urteilen, mangelhaften Informationen.“ (49) Und genau hieraus resultiert nach Friedell das sogenannte Paradoxie, denn: „Es liegt im Schicksal jeder sogenannten Wahrheit, daß sie den Weg zurücklegen muß, der von der Paradoxie zum Gemeinplatz führt. Sie war gestern abend noch absurd, und wird morgen trivial sein.“ Das nennt Friedell eine traurige Alternative: entweder die Wahrheit zu verkünden, dafür aber als Narr und Scharlatan gesehen zu werden, oder wiederzukäuen, was „man“ ohnehin schon weiß, und als Langweiler



(Ausschnitt aus Figurengruppe)

Barbara Michl: Schutzengel



zu gelten. Wobei Friedell scharfsinnig anmerkt: „... daß gerade die größten Menschen gezwungen sind, sich fortwährend zu widersprechen. Sie sind der Nährboden für mehr als eine Wahrheit; alles Lebendige findet in ihnen seinen Humus ... Sie sind zu objektiv, zu reich, zu verständig, um nur eine Ansicht über dieselbe Sache zu haben.“ Es wird das hübsche Wort von Ralph W. Emerson zitiert:

„Konsequenz ist ein Kobold, der in engen Köpfen (deutlicher: nur dort) spukt.“ Baudelaire (Brief an Philoxène Royer) wird ebenfalls bemüht mit den Worten: „Unter den Rechten, von denen man in letzter Zeit so viel gesprochen hat, hat man eines vergessen, an dessen Nachweis jedermann interessiert ist: das Recht, sich zu widersprechen.“ (50)

Die Quintessenz dieser Philosophie, die Widersprüchlichkeit als Grundlage lebendigen Denkens und Wirkens begreift, liegt auch in einer Anekdote, die von Ibsen erzählt wird (51). Gefragt, warum er sich für einen Bismarck erwärmen könne, der doch seiner ganzen Anschauung nach erzkonservativ und also Unterdrücker fremder Individualitäten sei, erwiderte der Dramatiker: „Ja haben Sie denn noch nie bemerkt, daß bei jedem Gedanken, wenn man ihn zu Ende denkt, das Gegenteil herauskommt?“

Womit Friedell relativ unmittelbar sich der Frage des Plagiats zuwendet. „Jedes Plagiat richtet sich von selbst“, steht da, „auf ihm ruht der Fluch, das gestohlene Gut zu einem freudlosen Besitz zu machen, sei es nun geistiger oder materieller Natur.“ (51) Aber: „Es gibt auch unbewußte Plagiate, die mit gutem Gewissen begangen werden, so wie man etwa jeden Händler einen Dieb mit gutem Gewissen nennen könnte.“

Die Weltliteratur besteht aus Plagiaten

Genau genommen besteht die ganze Weltliteratur aus lauter Plagiaten. Das Aufspüren von Quellen, so Goethe zu Eckermann, sei geradezu lächerlich (52). Goethe weiter: „Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet. Die Welt sei jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist.“ Und weiter in

Friedells eigenen Worten: „Wenn ein großer Künstler oder Denker sich nicht durchsetzen kann, so liegt das immer daran, daß er zu wenig Diebe findet. (53) Die guten Gedanken, die fruchtbaren, lebensfähigen, sind immer das Werk des Kollektivbewusstseins eines ganzen Zeitalters. Es geht darum, wer sie am schärfsten formuliert, am klarsten durchleuchtet, am weitesten verfolgt.“ Wieder Goethe: „Wie wenig es haben wir und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser eigen nennen! Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern tausenden von Dingen und Personen ... die mir das Material dazu boten. Ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen ...“ (53)

Bekanntlich hat Shakespeare für *Julius Cäsar* den Plutarch wörtlich abgeschrieben. Dadurch falle ein hässlicher Fleck auf ihn, meinen manche. Die Toleranteren sagen: Shakespeare durfte sich das erlauben. Beiden erwidert Friedell: Und wenn man von Shakespeare nichts wüsste als dies, so würde es allein ihn schon als echten Dichter kennzeichnen. Wörtlich: „Es ist wahr: Dichter sind oft originell, aber nur, wenn sie müssen. Sie haben nie den Willen zur Originalität: den haben nur die Literaten! Ein Dichter ist ein Mensch, der sieht und sehen kann, weiter nichts. Und er freut sich, wenn er einmal ganz ohne Einschränkung seinem eigentlichen Beruf obliegen kann: dem des Abschreibens! Das Genie hat eine leidenschaftliche Liebe zum Guten, zum Wertvollen; es sucht nichts als dieses. Hat schon ein anderer die Wahrheit, wozu sich nur einen Schritt weit von ihm zu entfernen? (Denn dann) bestünde Gefahr, eine Wahrheit, die minder groß und weniger wahr wäre, an die Stelle der alten zu setzen, und (genau) diese Gefahr fürchtet das Genie mehr als den Verlust seiner Originalität. Lieber schreibt es ab, lieber ist es ein Plagiator ... Wir sind schließlich alle nur Plagiatoren des Weltgeistes, Sekretäre, die sein Diktat niederschreiben; die einen passen besser auf, die anderen schlechter – das ist der ganze Unterschied.“ (54)



Barbara Michl: *Caritas*



Dazu eine Anmerkung von Pascal: „Manche Leser wollen, daß ein Autor nie über Dinge spreche, von denen schon andere gesprochen haben. Tut er es, werfen sie ihm vor, er sage nichts Neues. Beim Ballspielen benutzen alle den selben Ball, aber einer wirft ihn eben besser ...“ Friedell schließt diesen Exkurs unter Hinweis auf einen Aufsatz Hermann Bahrs, überschrieben mit „Über Plagiate“, worin es heißt (55): „Nehmen wir dem Künstler das Recht, das Schöne darzustellen, wie er es fühlt, unbekümmert, ob es schon einmal dargestellt worden ist oder nicht ... und lassen wir bloß das gelten, was noch nicht dagewesen ist, dann machen wir allen Extravaganzen die Tür auf, und der größte Narr wird uns der liebste Autor sein ...“

Und noch ein Wesentliches, das Friedell den Kunst- und Kulturschaffenden ans Herz legt (49): „Der Mut, über Zusammenhänge zu reden, die man nicht vollständig kennt, über Tatsachen zu berichten, die man nicht genau beobachtet hat, Vorgänge zu schildern, über die man nichts Zuverlässiges wissen kann, kurz Dinge zu sagen, von denen sich höchstens beweisen ließe, daß sie falsch sind – dieser Mut ist die Voraussetzung aller Produktivität, jeder philosophischen, künstlerischen oder ihnen auch nur entfernt verwandten ...“

Ich habe versucht, die griffigsten Passagen wiederzugeben, auch insofern sie uns als Schreibende betreffen, vielleicht auch ein wenig betroffen machen könnten. Unbedingt halte ich aber meine Empfehlung aufrecht, sich dieses Werk wenigstens partiell selbst einmal zu Gemüte zu führen; die „fachübergreifende“, heute sagt man ja interdisziplinäre Darstellungsweise Friedells ist zwingend, indem er nämlich Geschichte aufrollt ausgehend vom Menschen, nicht so sehr von Daten und Fakten; er verfolgt die Wege und Irrwege der Epochen mit traumwandlerischer Sicherheit; unbelastet von Lehrmeinungen ergibt sich so eine faszinierende „innere Stimmigkeit“.

Friedell endete 1938 in panischer Angst vor der Verfolgung durch die Nazis durch Suizid (Sturz aus dem Fenster).

¹ Meine Ausführungen und Zitate basieren auf der „ungekürzten Sonderausgabe in einem Band“, C. H. Beck Verlag, 155.–162.Tsd., 1996. Die Seitenverweise in Klammern beziehen sich auf diese Ausgabe. Das Werk erschien ursprünglich in drei Bänden von 1927–1931. In einem separaten „Kasten“ habe ich zusammengefasst, welche Passagen (Seiten) sich für die Einschau in die literarisch-poetischen Feststellungen Friedells zusätzlich sehr gut eignen.



Barbara Michl:
Fröhlicher Engel

Friedrich Sacher:

Selbst deine Mängel,
solange du brennst,
liebt noch ein Engel,
den du nicht kennst;
gibt dir das Geleite,
zu Häupten, zur Seite;
bleibt dein Freund, und dein bester.
Nur den Lauen verläßt er.



Passagen in Friedells *Kulturgeschichte der Neuzeit*, die besonders im Hinblick auf die Dichtkunst reizvoll sind – ohne Anspruch auf Vollständigkeit!

- S. 85 Das Mittelalter als Pubertätszeit der Mitteleuropäer
 S. 116 Wirklichkeitsdichtung. Beginn des neuzeitlichen Realismus, „Dichtung der Zeit“
 S. 173 Renaissance als „Wiedergeburt“ in Abgrenzung von Antike und Neuzeit;
 Tatsachen und Probleme
 S. 201 Petrarca; der Stilisierungswille des Cinquecento (207)
 S. 288 Luther und die Künste. Einschränkung der Poesie durch die Reformation
 S. 368 Französischer Klassizismus; Lebensbejahung vs. Skepsis
 S. 433 Die barocke Poeterey
 S. 628 Die Dichter des Spleen. Die „freethinkers“
 S. 744 Sturm und Drang im Vergleich mit Naturalismus und Expressionismus
 S. 786 „Die Erfindung der Antike“; ein Rückblick ausgehend von Winckelmann
 und der deutschen Klassik
 S. 876 Haben die Klassiker wirklich gelebt? Wie? Und wovon?
 S. 986 Die deutsche Romantik, „das fromme Gefühl für die Heiligkeit des
 Nichtstuns“; Farbenlehre und andere Entdeckungen
 S. 1055 Über Thomas Carlyle: Der Held als Denker, Dichter, Visionär
 S. 1098 Heinrich Laube, Heinrich Heine, Büchner, Nestroy
 S. 1180 Gustave Flaubert und das kosmische Grundgefühl des „désenchantement de la vie“:
 „Der Autor muß in seinem Werk sein wie Gott im Weltall –
 überall gegenwärtig und nirgends sichtbar.“
 S. 1294 „Innere“ Begründung des Geistes vom sogenannten Deutschen Reich;
 die Thesen des Rudolf v. Ihering, u. a. „Der Kampf ums Recht ist die Poesie
 des Charakters ...“. Über den christlich maskierten Rückfall ins Heidentum
 S. 1333 Was ist Impressionismus?
 S. 1416 Henrik Ibsen, der letzte Klassiker: „Es gibt im Leben jedes Menschen zwei
 Zustände, in denen er ein vollendeter Dichter ist: Traum und Kindheit.“
 S. 1500 Heraufkunft des Wassermanns
 S. 1504 Expressionismus und Dada-Bewegung. Der Unfug mit dem Zeitgeist.
 Der Selbstmord der Kunst

Das Buch endet mit einem Vergleich von Descartes (Beginn der Neuzeit) und Sigmund Freud, dessen Psychoanalyse nach Friedell „bereits tief ins Occulte vorstößt“ (1522). Ein schwacher Lichtschimmer, wie er meint, „von der anderen Seite“. Und Friedell endet: „Das nächste Kapitel der europäischen Kulturgeschichte wird die Geschichte dieses Lichtes sein (1523).“

Zeittafel und Namensregister (dieses zweiseitig) nehmen in dem Band weitere 70 Seiten ein.